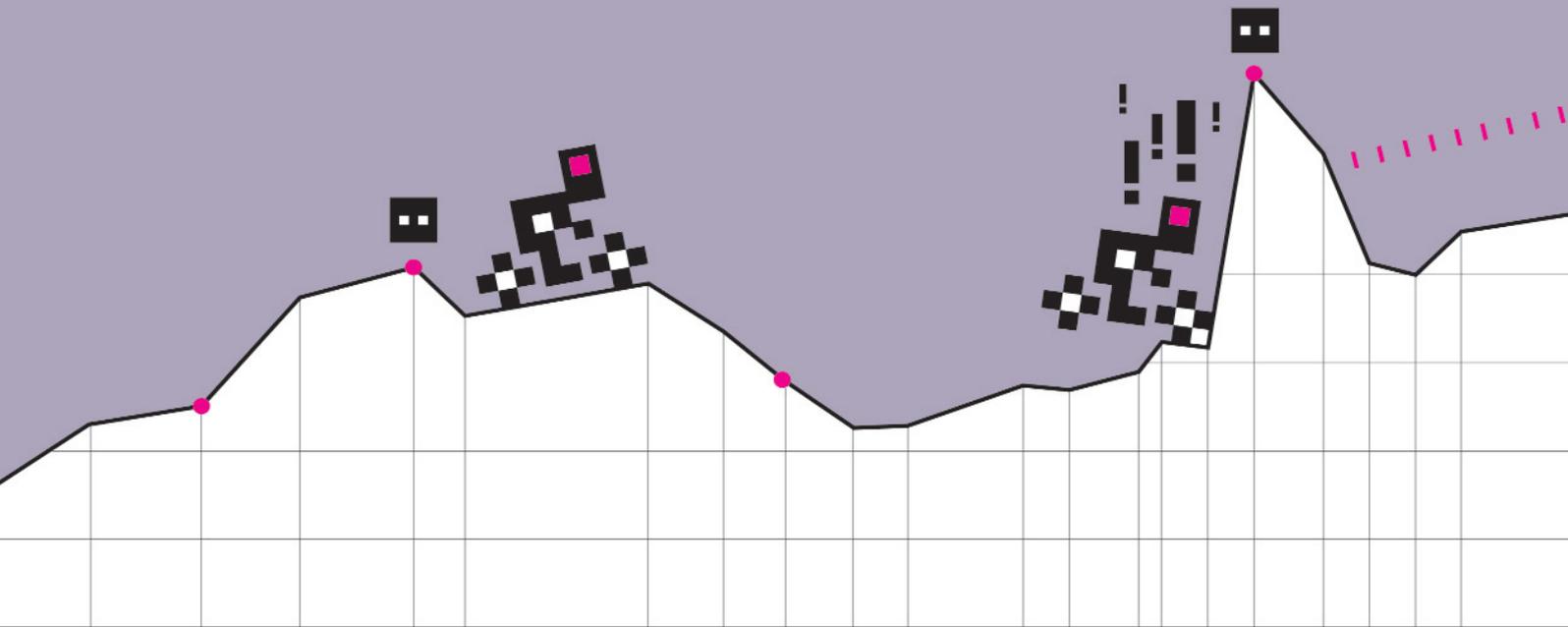


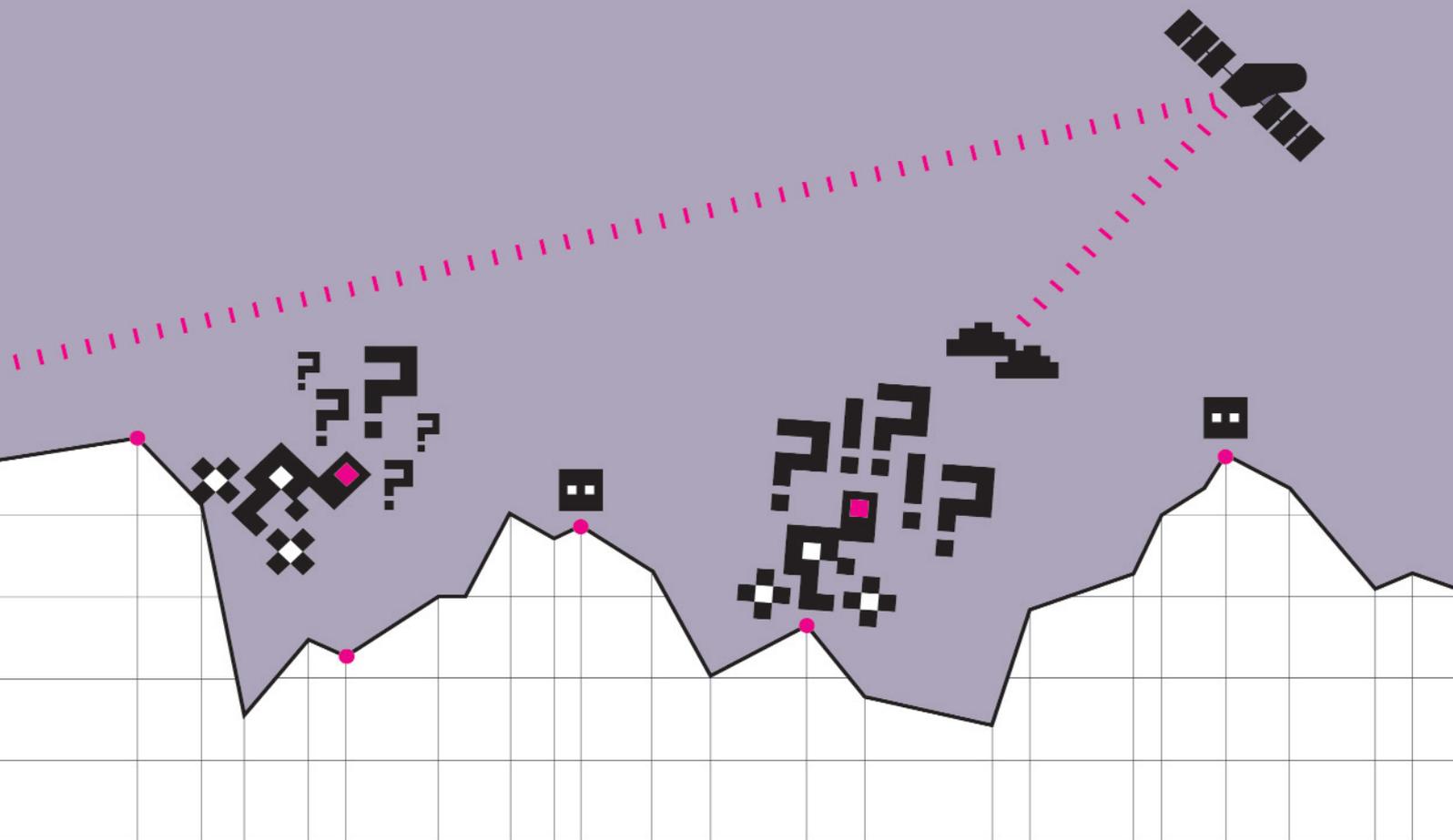
denn sie wissen nicht, wo sie sind ...

In den letzten beiden Ausgaben brachte uns Ulli Benker auf den aktuellen Stand der Technik, was GPS & Karten & Handys betrifft. Dass dieses Navigationsgerät im alpinen Gelände – und nicht nur hier, sondern auch zB in Autotunnels ... – verschieden schlau angewandt werden kann, ist bekannt. So ist es wenig zielführend, wenn auf Schihochtour bei schlechter Sicht zwar das Display akribisch beobachtet, aber nicht wahrgenommen wird, dass man währenddessen in einen gefährlich steilen Hang abgedriftet ist. Martin Schwiersch macht sich Gedanken über diesen möglichen Verlust an „Raumwissen“ und berichtet von seinen Erfahrungen auf Biketouren.



von Martin Schwiersch

Bei Mountainbikern ist die Verwendung eines GPS-Geräts mittlerweile Standard. Insbesondere bei mehrtägigen Touren, zB bei Überquerungen der Alpen auf Forst- und Wanderwegen („Transalps“) sparen sie sich damit Karten und somit Gewicht. Weiters müssen sie auch nicht an jeder Abzweigung, an der der Weiterweg unklar ist, anhalten und eine solche zu Rate ziehen, da ihnen das GPS per Pfeil den Weg weist. Sie sparen sich also zusätzlich Zeit und Kraft. Und schließlich können Karten, die man nicht braucht, auch nicht nass werden, wenn man sie im Regen zücken muss. Das Einzige, was man braucht, ist der ins Gerät eingespeiste „Track“ der Route und – im Falle von Transalps – ein Höhenprofil mit Angabe der wesentlichen Orte und Geländepunkte, die auf dem Weg passiert werden. So weit, so bekannt. Ich persönlich orientiere mich im Gelände auch bei Transalps mit topographischen Karten; wenn es um komplizierteres Gelände geht, am liebsten im Wanderkartenmaßstab 1:25.000. In der Vorbereitung genieße ich es, eine Karte größeren Maßstabs auf dem Boden auszulegen und eine mögliche Grobroute zu suchen, um dann auf kleinmaßstäblicheren Karten zu prüfen, ob diese funktionieren könnte. Auf diese Weise habe ich meine Ortskenntnis von verschiedenen Alpenregionen deutlich verbessert, ohne überhaupt dorthin gekommen zu sein. Im Internet prüfe ich dann, ob eine Route, die mir als möglich erscheint, als Transalp geführt wird und ich interessiere mich dafür, welche Erfahrungen andere auf ihr gemacht haben. Aber ich habe bislang vermieden, mir Routenbücher zu kaufen,



geschweige denn „Tracks“ aus dem Internet herunterzuladen. Neben allgäuerisch-schwäbischem Geiz - „des braucht ma it“ - befürchte ich, mir diesen Planungsgenuss zu zerstören. Auf einigen Transalps in den vergangenen Jahren habe ich nun mehrmals mit unterschiedlichen Mountainbikern eine gleichartige Erfahrung gemacht, bei der ich innerlich den Kopf schütteln musste. Ich möchte zwei davon schildern:

„Du stellst mir Fragen!“

Abends in einer Herberge in Sur En, vor der Etappe durch die Val d’Uina-Schlucht zur Sesvenna-Hütte. Ich komme mit einem Mitglied einer Dreiergruppe von Transalpern ins Gespräch und befrage den Biker zu deren Route. Insbesondere interessiert mich der Weg vom oberen Vintschgau an der Ortlergruppe vorbei in den Süden. Nach meinem Geländewissen gibt es hier für Mountainbiker im Norden frühestens das Stilfserjoch und im Süden frühestens den Passübergang am Ende des Ultentals. Das Ultental beginnt knapp südlich von Meran – ein Riesenumweg, wenn man von der Sesvenna-Hütte in den Vintschgau fährt. Ich frage ihn: „Wie geht es denn bei euch von der Sesvenna-Hütte weiter?“ Er zieht sein laminiertes Höhenprofil aus der Tasche und nennt mir ein paar Ortsnamen im Vintschgau und ein mir unbekanntes Joch. „Und kommt ihr dann ins Ultental?“ möchte ich wissen. „Keine Ahnung“ antwortet er, ohne auch nur einen Hauch von Irritation über seine eigene Unwissenheit. Ich bitte ihn, mir die nächsten Ortsnamen zu nennen. Er liest mir stoisch die Talortschaften des Ultentals vor, so dass ich mir meine Frage

selbst beantworten kann. Zwei Jahre später, dieselbe Herberge. Wieder befrage ich einen Mann einer Gruppe über deren Weg: „Morgen geht’s zur Sesvenna-Hütte!“ „Ah, durch die Uina-Schlucht?“ kommentiere ich mehr, als ich frage. „Nein, nicht durch die Uina-Schlucht.“ „Ja, wie wollt ihr denn sonst da hoch?“ „Du stellst mir Fragen! Ich weiß nur, dass wir nicht durch die Uina-Schlucht kommen.“

Welchen Weg zu nehmen dieser Mann nun tatsächlich vorhatte, ist mir bis heute unbekannt; ein Blick in meine Karte (allerdings 1:50.000) ließ keine plausible Alternative erkennen.

Ein Punkt hat keine Ausdehnung, eine Linie keine Fläche

Ein Punkt oder eine Linie wissen nichts von einem Gelände: Dazu brauchen wir eine Fläche und weiter einen Raum. Erst in ihm gibt es Täler, die zu Jöchern ansteigen, gibt es Übergänge zwischen Seitentälern eines Haupttals und so fort. Der GPS-Track stellt eine Aneinanderreihung von Punkten dar; das Vorwärts benötigt kein Links und Rechts – also keine Fläche. Geländewissen meint das Wissen von den räumlichen Verhältnissen verschiedener Geländeformen und Örtlichkeiten: „Nach der Val d’Uina-Schlucht öffnet sich die Landschaft zu einer Hochfläche, die sanft ansteigt zur Passhöhe des Schlinigpasses, um von dort leicht abzufallen bis zur Geländekante, an der die Sesvenna-Hütte steht.“ So oder ähnlich würde eine Beschreibung lauten, die jemand mit Geländewissen geben kann. Ein kartenkundiger Mensch kann allein aus dem Kartenstudium zu einer solchen Beschreibung gelangen. Geländewissen ist also – psychologisch



gesprachen – im Fall des eigenen Augenscheins vor Ort eine Rekonstruktion aus der Erinnerung. Im anderen Fall – wenn ich daheim am Sofa plane – eine Konstruktion mithilfe der Vorstellungskraft anhand einer Abstraktion, die bestimmten Konventionen genügt (der Karte und ihren Signaturen). In den meisten Fällen – zumindest bei denjenigen, die Karten studieren und im Gelände unterwegs sind – ist Geländewissen eine subtile Mischung der Rekonstruktion aus der Erinnerung während der Geländebegehung und der Rekonstruktion des zugehörigen Kartenbilds. Es wird deutlich, was durch den Verlust der Karte als Raumdarstellung verloren geht: Dem Menschen, der ausschließlich einem Track folgt, bleibt nur die Erinnerung des Augenscheins – und dieser wird nicht unterfüttert durch die theoretische Vor- oder auch Nachbereitung anhand einer „flächigen“ Karte, sondern nur durch die Linie des Höhenprofils.

Der eine sieht auch das, was er nicht sieht. Der andere sieht nicht einmal das, was er sieht.

Ich möchte mein Argument noch etwas übertreiben. Als Transalper, der in die Karte blickt, sehe ich auf der Karte Täler und Berge, die links und rechts meiner Route liegen – auch wenn ich sie gar nicht per Augenschein sehen kann. „Ah, da geht’s zur Lischana-Hütte“, wird mir klar, wenn ich die Karte studiere und im Gelände dann an der Abzweigung vorbeifahre. Durch das Kartenstudium entsteht eine mentale Folie für Geländewissen, die durch die Begehung oder Befahrung mit Erinnerungen angefüllt wird. In Analogie zu den Ausmalbildern von Kindern wäre die

Landkarte das Schwarzweißstrichbild, das durch den Augenschein „ausgemalt“ wird. Dem Mountainbiker, der allein einem Track folgt, fehlt ein solches Raster. Er kann mangels mentaler Landkarte nichts ausmalen, ja nicht einmal die Linie seines Höhenprofils im Gelände verorten. Damit sieht er links und rechts seines Weges zwar etwas, aber er weiß nicht, was er sieht.

„Welt am Draht“

So hieß ein Film von R.W. Fassbinder aus den 70er-Jahren. Als Verfilmung des Science-Fiction-Romans „Simulacron 3“ (Galouye, 1964) nahm er vorweg, was in „Matrix“ später wieder aufgegriffen wurde: Die Idee, dass Menschen erschüttert feststellen müssen, dass ihre Realität tatsächlich eine Simulation ist, gesteuert durch andere. An eine Szene erinnere ich mich lebhaft: Ein Mensch fährt eine Straße entlang, als diese plötzlich vor ihm verschwindet. Später wird er sich dies so erklären, dass der Rechner, der die Straße simulierend vor ihm „ausgerollt“ hat, in diesem Moment eine Störung hatte. Nun wird nicht die Bergnatur verschwinden, wenn das GPS ein Empfangsproblem haben sollte – hoffen wir das jedenfalls. Doch der fehlende Pfeil könnte den Mountainbiker in Bedrängnis bringen. Akkuprobleme sind hierfür wesentlich wahrscheinlicher, als dass die US-Regierung – die m.W. immer noch das GPS betreibt und damit kontrolliert – die Signale abschaltet oder „verungenauert“. Daher wird in der Herberge als erstes eine Steckdose gesucht, um das GPS aufzuladen (und natürlich auch das unerlässliche Handy). Die sich dabei offenbarende doppelte Abhängigkeit von Draht



(für den Strom) und Satellitensignal (für die Orientierung) scheint mittlerweile vollständig natürlich zu sein und wird offenbar nicht als solche empfunden. Medientheoretiker analysieren diese Entwicklungen als Symptome eines „Verschwinden des Raums“ bzw. einer „Virtualisierung der Wirklichkeit“. Soweit möchte ich nicht gehen. Immerhin sucht der Mountainbiker ja geradezu die Raumerfahrung (Höhe und Weite). Er blickt ja nicht in einen Bildschirm, der ihm Dreidimensionalität vorgaukelt – er „erradelt“ ihn sich. Ob dieser Raum real oder virtuell ist, davon haben seine Wadeln und Lungen insbesondere bei Anstiegen eine klare Meinung. Doch wenn ich mir vor Augen führe, in welche Abhängigkeit wir uns von Strom- und Strahlungsnetzen begeben und dass wir die fehlende mentale Landkarte nicht mal mehr als einen Verlust erleben – dann gruselt es mich: Ich weiß zwar nur grob, wo ich bin, aber das macht nichts. Der Pfeil zeigt mir, dass ich richtig bin. Welt am Draht: Na und?

Wer hat Angst vorm schwarzen Mann?

Ich behaupte, dass die „Welt“ für denjenigen, der sich ausschließlich auf Draht und Strahlungssignal verlässt, wieder ein bedrohlicherer Ort wird. Eine der oben erwähnten Transalpen-Gruppen beendete ihren Tag kurz nach Mittag in Sur En. Bei stabilem Wetter hätten Tageslicht und – so jedenfalls die Aussage – auch die Kondition noch locker zur Sesvenna-Hütte gereicht: „Aber man weiß ja nie. Wenn mit den Rädern was ist und wir schieben müssen und es dann dämmt, kann man auch keine Schilder mehr lesen. Da sind wir dann doch lieber unten

geblieben.“ Wovon ich mir vorab kein Bild gemacht habe, davon habe ich natürlich auch kein Bild, wenn es darauf ankommt. Ich weiß also nicht, dass nach der Uina-Schlucht ein weites Hochtal zwingend zur Sesvenna-Hütte führt. Eine mentale Landkarte, die ich nicht habe, kann mich also auch nicht entspannt aufbrechen lassen. Gelände wird zum großen Unbekannten, zum unbekanntesten „schwarzen Mann“.

Transalp unplugged

Wenn der Stecker gezogen ist, erweist sich das eigentliche Raumwissen des Menschen bzw. seine Fähigkeit, sich dieses anzueignen. Keine Pfeile weisen den Weg; ich muss selbst schauen, wo es lang geht. Hierzu kann ich Routenbeschreibungen und Karten zu Rate ziehen, sehe Wegverläufe und -spuren, komme an Wegweisern vorbei, kann Ansässige, andere Wanderer oder Biker befragen. Die Außenwelt ist dann nicht nur widerständige Kulisse, sondern ich muss sie „befragen“, um mir aktiv ein Bild zu machen, um Entscheidungen treffen zu können. Entscheidungen, die mir ansonsten der Pfeil abnimmt.

Die Notwendigkeit, mir ein Bild zu machen, verändert meine Wahrnehmung und bringt mich mit meiner Umgebung enger in Kontakt. Wer so reist, bildet sich. Und wer sich so bildet, bei dem geht das Abendland auch dann nicht unter, wenn er ein GPS mitführt.

Illustration: "Best of all Illustrators" Lisa Manneh ■